

Nr. 79. Bromberg, den 4. April. 1935

Erde über dem Meer

Roman einer kämpfenden Jugend.
Von Edzard H. Schaper.

(5. Fortsetzung.) ———

Alle sagen sie Christian „Dankeschön" im Einschlafen; denn er gab ihnen Freude und Lachen zurück. Und das brauchen sie.

Zwei Boote lasten sie am nächsten Tag und gehen in See damit. Nur Braak und Christian bleiben noch zurück. Braak hat diesmal eine andere Last. Jetzt kommt der Sommer, denkt er, Gewitter und Regen; der soll uns die Erde nicht von den Felsen schwemmen. Mit dem kleinen Christian geht er durch den Wald und schneidet Stecklinge für Sträucher und Büsche, gräbt kleine Bäume, die in dieser Zeit angehen, aus, und denkt ans Pflanzen. Jetzt muß er Gärtner sein, und das will verstanden werden.

„Christian", sagt er, was für Bäume, glaubst du, kommen jetzt noch an?" „Ich weiß ja nicht", sagt Christian klagend, „was mag jetzt noch kommen," „Ich dachte, du wärst klüger als ich; dein Vater ist ja doch Bauer, und du solltest mehr verstehen als ich" „Ach nein", sagt Christian betrübt. „Na, wir wollen alles zur Hand haben, Messer und Schaufel; einen Sack wollen wir auch nehmen." Einen Sack?" „Ja, Samen sollen auch mit!" Christian ist stolz auf Braak, und es ist wundervoll, die andern Erde tragend zu wissen, während sie wie Spaziergänger durch den Wald und über die Marken gehen und mal hier, mal da einen kleinen Baum ausgraben. — „Tannen", sagt Braak.

„Tannen?" — „Ja, die gedeihen und kommen nur an, wenn sie am Ausschlagen sind. Sieh, diese hier nehmen wir, die hat ordentlich hellgrün geflaggt, bis über die Toppen!" „Ja, die ist schön!" schreit Christian und wird bei der Arbeit vergnügter denn je. Aber schwer ist sie auch. Das merkt er später, wo sie über und über beladen sind mit jungen Bäumen: Tannen, Lärchen, Kiefern, Weiden, Faröerkiefern, Erlen, Rüstern, Ulmen — ach, einen richtigen Königsgarten können sie anlegen. Und dazu greift Braak nach einer früh gereiften Frucht, einer kleinen Blume, die er auf dem Holm auch wachsen sehen möchte. Ihre Taschen werden dick von Samen, alles läuft durcheinander. „Im nächsten Jahr säen sie sich von selbst aus, mußt du wissen", erklärt Braak dem Kleinen.

„Werden wir auch eine Kuh haben?" fragt Christian eifrig, und der Bauer in ihm ist erwacht.

„Wenn wir soviel Geld verdienen..."

„Aber dann müssen wir auch Marehalm und Gras säen, sonst hat sie nichts zu fressen!"

Du bist Bauer, daran mußt du denken!"

„Werde ich", sagt Christian unbezwinglich.

Den ganzen Tag hindurch laufen sie umher, und Christian ist froh, daß das „Spazierengehen" vorbei ist. Am Abend aber, wo er denkt, daß er nun ausruhen könnte, bringt Braak ihn wieder flott. „Christian", bittet er, „wir wollen noch lasten!"

„Was denn?"

„Balken für ein Haus. Dieser schwimmende Garten ist zu leicht. Da lohnt sich nicht das Fahren." Und Christian kommt mit. Sagt nicht ja und sagt nicht nein, aber ist böse auf die Kerle, die faul ihre Pfeifen an den Zäunen ausklopfen und ihnen nachsehen, als wären sie Sabbatschänder oder Freibeuter. Wie es dämmert, laufen sie noch unentwegt von Gamle Braaks zum Hafen, mit schweren Balken über der Schulter, so schweren, daß Christian denkt, er liefe auf den Knien. Dann ist Ruhe. Sie haben die Balken als Decklast verstaut.

„Ein ganzes Haus", sagt Christian und sieht ihn an. „Deines, wenn du willst!"

„Noch was nötig?" fragt Christian leuchtend.

„Ja."

„Na, dann los!"

„Christian, du hast Kräfte bekommen", sagt Braak, und sie gehen die Straße hinauf. Braaks Hand auf des Kleinen Schulter.

„Ja, du mußt wissen, Braak, ich will nicht allein bleiben auf dem Holm. Wir kommen zu zweit!" Und Christian sieht mit rotem Gesicht auf zu Braak.

„Das gönne ich dir, Christian; ist es Petrea?"

„Ja, Petrea ist es" sagt Christian ganz leise.

„Junge, Junge!" flüstert Braak, „es wird schön für dich."

„Ja — ja."

Und dann sagen sie nichts mehr und schleppen wortlos Gerätschaften und schwere Bottiche mit Kalk und Sand an den Hafen. Bis Mitternacht. „Schlaf jetzt", sagt Braak, „wir fahren los! Aber komm, hilf mir, bis wir frei von Land sind." Und Christian geht ans Steuer, während Braak alle Segel setzt; denn der Wind ist flau und raum. Eine lange Fahrt wird es werden. Es gibt keine Abschiedsworte, keine Hand wird ihnen gereicht. Aus der Menschenleere gleiten sie sachte hinaus unter dem sternsprühenden Himmel, und sind dann allein, still mit sich selbst, bis daß sie zu den andern kommen. Christian steht noch eine Weile mit Braak am Steuer. — „Gehe schlafen", sagt Braak, „du mußt doch müde sein."

„Ja, ich bin es; aber weißt du, ich kann Kräfte wie ein Goliath bekommen, wenn ich an sie denke und wie gut es werden soll."

„Aber gehe schlafen, Christian! Man muß auch David sein und klug werden. Und zum Klugsein gehört Schlaf." Das leuchtet Christian ein, und todmüde wirft er sich auf den Boden der Kajüte, daß seine Igel, die nun im Dunkeln lebendig geworden sind und sich mit dem Brot zu schaffen machten, für lange Zeit unbeweglich zu Kugeln erstarrt verharren. Und Braak steuert das Boot vor sachtem Wind hinaus übers Meer. Er wagt den glücklichen Christian nicht zu wecken. Im Tagesgrauen dann treffen sie die Boote vom Holm. Die kreuzen heran, und Braak fällt ab vom Kurs, daß er sie sprechen kann.

„Ein schwimmender Garten seid ihr", sagen die andern.

„Aber auch ein schwimmendes Haus", sagt Christian, munter geworden. Dann verabreden sie, daß Christian und Hanns Erde als Bootslast und Balken und alles, was ihnen in die Hände kommt, als Decklast nehmen sollen. In drei

Tagen wollen sie sich wieder treffen. Bis dahin haben sie alle Hände voll zu tun. Aber ist es nicht schön, in erwachenden Sommertagen über den Holm zu wandern, Bäume und Sträucher zu pflanzen, daß es geschmückt und festlich aussieht, und ist es nicht ein wunderbares Gefühl, keuchend und stolpernd die Balken über die Insel zu tragen, die Balken, die das Dach tragen sollen, unter dem das Glück wohnen wird?

Ach ja, es ist schön! Zwei Felder gibt es schon auf dem Holm; jedes ist vier Bootslängen lang und fünf Bootslängen breit. Es dauert eigentlich eine ganze Weile, bis man darüber hinweggegangen ist. Nach Westen zu pflanzt Braak eine dichte Reihe Tannen.

„Mach einen kleinen Wald daraus!“ ruft Christian.

„Nein, Christian, einen Busch, einen Zaun, sonst können die Früchte nicht wachsen vor Wind.“

„Du bist der Klügste!“ sagt Christian ehrlich. Ihm macht es den meisten Spaß, wenn er die Hand in die Hosentasche stecken und flugs, ohne daß Braak es merkt, ein paar nichtsnutzige Samen der Erde geben kann. „Wie schön wird es aussehen, wenn der ganze Holm erst einmal grün ist“, sagt er. „Nein, das wäre nicht schön“, meint Braak, wir wollen uns lieber grüne Inseln schaffen und den Stein sehen lassen, damit wir später einmal sehen können, wie es war, als wir hier anfingen!“

„Lieber Gott, ein bißchen Regen!“ bitten sie für ihre Pflanzen und fahren am zweiten Tag wieder fort. Wie mag es aussehen, wenn sie wiederkamen? „Nicht schön“, sagt Braak, „damit mußt du rechnen. Es braucht lange Zeit, bis sich das Gewächs an diese karge Erde gewöhnt hat.“ „Aber einmal wird es einsehen, daß das Leben kein andres Fortkommen hat, als das, wie wir es ihm gegeben haben“, sagt Christian beharrlich.

Glaube ja keiner, daß sie es immer so gut haben! Kein Sommer ist ohne Regen, und auch die beständigste Brise bekommt ein stürmisches Zwischenspiel. Mit dem Tage, an dem sie zurückkehren, beginnt eine Regenzeit. Nur gut, daß Kristens und Hanns Boot schon Erde gelastet haben, Jetzt ist nicht mehr daran zu denken, nach Sandkaas zu fahren und Erde zu holen. Die Brandung steht in die Bucht, die Erde ist unterdessen Moor geworden, und wenn sie davon welche einschaufeln würden, stünde der Lastraum bald unter Wasser. Mit Morast könnten sie zum Holm fahren. Nein, nein, es ist nicht immer gutes Wetter; auch wenn sie bislang Glück hatten. Dafür aber gibt es jetzt genug andres zu tun. Den ganzen Tag über schleppen sie Balken, bis ein Deck nach dem andern einen halben Meter hoch davon gelastet ist.

Da gibt es große Balken, kleine Spieren und Sparren, Pfosten und Pfeiler, in denen fremde Kerben stehen; denn das meiste ist Strandgut, im Laufe der letzten Jahre gesammelt. Dann kommen Schalbretter, feine, dünne und grobe; und endlich ziehen sie mit Säcken hinaus und holen sich Torf aus den Schuppen, wo er trocken liegt, von einem Bauer aus Almindingen. Ein gutes Stück Weg ist das, und sie sind heilfroh, wenn sie wieder nach Haus kommen. Torf ist schlechte Last; sie füllt und wiegt nicht schwer genug. Aber Braak ist voller Findigkeit. „Wenn es zur Fahrt schönes Wetter gibt“, sagt er, „nehmen wir unsere kleinen Setzboote als Leichter!“ Nun stapeln sie Torf in hellen Mengen auf und vertrauen dem Wetter. Kalksteine müssen sie auch von weit her holen, und so wie es trockne Wetter ist, geschieht das. Keiner will ja gern brennende Kalksteine an Bord haben. Und Wasser gibt es zur Zeit von oben und unten, daß ein Unheil leicht geschehen könnte. Auf dem Holm wollen sie sich eine Kalkgrube bauen; Gruben im Fels gibt es genug.

Christian träumt von blühenden Blumen, und rupft hier und da Samen ab. Immer hat er die Taschen voll. Alles, was nichts kostet, macht ihm die größte Freude. „Sand und Lehm müssen wir haben“, sagt er, und läuft im Regen umher, um eine Lehmkaule zu finden. Hat er sie — bah, dann gehört sie einem Bauern, und er läßt Braak keine Ruhe, bis er die Erlaubnis zum Abschürfen geholt hat. Ja, das sind harte Zeiten, weiß Gott! Ihre Hände sind blutig und verquollen, der Regen und die schweren Lasten lassen sie aufspringen. Immer wieder aber müssen sie zufassen. Braak hat den Blick dafür, was sie brauchen, und wenn er etwas sieht und es ist billig oder gar umsonst zu haben,dann muß es gleich an Bord. Er nimmt es auf sich, sein Boot zu überlasten; bei den andern will er es nicht. Sie kommen nicht aus der Arbeit, nein, nein, und zum Denken erst recht nicht.

Todmüde fallen sie am Abend aufs Lager. Von der Gemeinde hören und sehen sie nichts; nicht einmal zu den Ihren gehen sie. Braak geht nur auf ein paar Augenblicke zu Andrea, mit Christian und Erik. Des kleinen Christian Mutter wohnt in Aakirkeby; das ist ein Zweistundenweg, und Eriks Eltern leben beide nicht mehr.

Hanns Jensen hat den großen Christian bei sich; um so weniger braucht er mit seiner Frau zu sprechen. Denn zwischen ihnen ist kein gutes Einvernehmen, seit Hanns auf den Holm will. Gamle Per hockt oft bei ihr und bläst ihr die Ohren voll und spielt es auf den verlassenen Vater hinaus, weil Kristen sich wenig um ihn kümmert. Kristen schweigt zu seinen wichtigen Predigten und geht ihm am liebsten aus dem Wege.

„Na, das sage ich dir“, sagt Hanns ab und zu, „wenn wir erst da drüben wohnen“, und er zeigt ins Unendliche, „dann will ich mich hier, wenn ich schon mal anlegen muß, keinen Augenblick länger aufhalten als unbedingt notwendig ist!“

Ihre Boote sind eines Tages voll; sie müssen ans Vorräte-Sammeln gehen; denn das Wetter ist so schlimm, daß sie es nicht wagen können, so schwer gelastet hinauszufahren. Das wird eine trübe Zeit. Aber sie hat auch etwas Gutes an sich; denn nun können sie nachdenken, was ihnen noch fehlt, und brauchen nicht wie sonst in der Hast zusammenraffen, damit es nur schnell wieder in See geht. Zwei, drei Lasten warten auf sie, wenn sie diesmal zurückkommen. Aber immer noch will das Wetter nicht anders werden. Sie sitzen in ihren Booten und warten, hören den Regen rauschen und das Meer donnern, und sind wie gefangen in einer schmalen Zelle, in der sie sich nicht zu rühren wagen. Einigen aus der Gemeinde gibt dieser Zustand Gedanken; warum nicht auch Gamle Per?

Es ist eines Vormittags. Kristen, Erik und der kleine Christian sitzen zusammen und überlegen, wie sie sich ihre Häuser bauen sollen. Das ist des Kleinen liebste Beschäftigung geworden. Da ruft es von Land her dünn und schrill: „Kristen — ist Kristen nicht hier?“

„Vater!“ sagt Kristen tonlos und steht auf. Er kommt nicht wieder zu den andern. Christian ist aufgesprungen und sieht ihnen nach. „Braak“ sagt er leise, „sie gehen an Land, nach Haus!“

„So?“ — sagt Braak und versinkt in Grübeleien, was Gamle Per wohl vorhat.

Bestimmt nichts Gutes, denkt er und ahnt, an welcher Seite Gamle Per seinen Sohn packen wird. — An der richtigen!

Kristen sagt: „Glaubst du nicht, Vater, ich bin alt genug, um selbst zu wissen, was ich tue?“

„Hä?“ fragt Gamle Per, „und glaubst du nicht, ich bin zu alt, um noch betteln gehen zu müssen?“

Kristen wird rot und schweigt.

„Und dahin wird es kommen“, ruft Gamle Per, „daß ich dich ernähren muß in dieser schweren Zeit!“ — Sein Bart trieft und weht im Winde vor ihm her. Kristen geht widerwillig und langsam neben ihm. „Wie ist es, willst du nicht mit, nach Haus?“ fragt Gamle Per, und seine Augen glitzern. Da bleibt Kristen stehen. Und sieht den alten Vater an. — „Ja“, sagt er, „wozu sollte ich nach Haus?“ „Wozu? Ist es dir gleichgültig, ob du zu Hause liegst oder nicht?“ „Zu Hause? Mutter ist doch tot!“ geht es dem Jungen von den Lippen. Gamle Per ist wie versteinert.

„Was du sagst, was du sagst“, murmelt er, und plötzlich schlägt er die Hände an den Kopf und stöhnt: „Gott, o Gott!“ und geht gebeugt unter Regen und Sturm allein weiter. Kristen sieht ihm nach. Dann wendet er sich um und geht zurück. Vor dem Hafen aber bleibt er noch einmal lange stehen, geht dann nach links hinüber, Sandkaas zu, und kommt triefnaß erst wieder in der Dämmerung zu den Booten.

Das mußte wohl noch erst überstanden sein, denn jetzt wird es schönes Wetter. In der Dämmerung, gleich nachdem Kristen wiedergekommen ist, wird es klar. Die Sterne funkeln durch die kühle Luft, und von Land und Wasser atmet Feuchte aus. An Segeln ist heute abend noch nicht zu denken, denn es geht draußen hohe Dünung. Vielleicht morgen, denken sie ruhigen Herzens und gehen zeitig schlafen. Braak ist zweimal wach. Ihm ist, als werde er zu Krist. Ob der wohl schläft? Er steht auf. Es ich Mitternacht vorbei. Ja, es mußte wohl auch nach dem Wetter ge-

sehen werden. Das ist ein guter Grund, um an Deck zu gehen.

Der kleine Christian ist nicht zu stören, wenn er schläft, und Braak kann an Deck auf und ab laufen, so viel er will. Er überlegt. Noch einmal schlafen zu gehen, hat keinen Zweck, denn sie werden mit Tagesgrauen segeln können. Soviel ruhiger ist es geworden. Vielleicht kam nun wieder eine lange Zeit mit gutem Wetter und beständigem Wind. Die Häuser am Strand lagen in der Dunkelheit, als hätten niemals Menschen darin gewohnt. Kein Hund, kein einziges lebendes Wesen war zu hören. Unter ihm murmelt nur der Wellenschlag des verebbenden Sturms. In dieser Stille geht einem der Atem so groß und jäh durch die Brust, und er weiß viel mehr als zu andern Stunden, nur daß es sich nicht sagen läßt. Man hat da aufgetürmt das ganze Leben in sich und weiß es und muß nachdenken, wenn man auch nicht weit damit kommt. Der Holm wird so fern in dieser Nacht, und man wünscht ihn näher und näher, sehnt sich, da zu leben und ihn fruchtbar zu machen, wenn alles, alles nur so karg ist. Es ist schwer, fünf andre zu führen und mit sich selbst noch im klaren zu sein.

Wunderlich schwer kommt einem das Leben in solch einer Nacht entgegen, man muß es bewältigen, und mit zwei so schwachen Fäusten und und diesem ach so armseligen Kopf! Aber nebenan ist Kristen an Deck gekommen und steht wie er vorn am Steven und sieht übers Meer, über dem es tagt, und an dessen Kimmung sich das erste Grau sammelt. Sie stehen und sehen, daß sie da sind, aber erst nach langer Zeit kommt Kristen zu Braak, steht wieder schweigend neben ihm, bis er endlich leise sagt: „Du, er wollte mich zurückholen; aber ich ging nicht mit!“ Braak sagt nichts.

„Ich bin so müde“, sagt Kristen. „Man wird zerrissen von dem Gefühl. Es ist gewiß schwer, einen Steg zu bauen zwischen dem, was man träumt, und dem, was man soll! Es ist gut, daß du uns mitnahmst auf den Holm, denn du mußt den Steg wohl bauen! Wir alle sind nur so viel schwächer.“

„Glaubst du, schwächer? Oder habt ihr es schwerer?“

Kristen zuckt die Achsel. „Ich glaube, ich bringe es nicht fertig!“ „Warum glaubst du das?“

Wieder zuckt Kristen die Achsel. „Erik glaubt es auch! Wenn du nicht wärest, Braak, würden wir nicht mehr weitermachen!“

„Und weil ich bin, bleibt ihr?“

„Ja. Solange du bei uns bist, werden wir nichts anderes tun!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Reise nach Meaux.

Skizze von **Paul Renovanz.**

Nicht mehr weit von Meaux war die Postkutsche: da tat sie einen greulichen Rumpler. Die Reisenden wurden durcheinandergeworfen, Flüche und Angstgeschrei quollen aus dem Wagen, aber sie erstarben zwischen schreckverzerrten Lippen, denn die Chaise war nicht an einen Prellstein gestoßen, sondern Räubern in die Hände gefallen.

Das war nun eine schlimme Geschichte und nicht zu langem Besinnen angetan. Ohne große Komplimente nötigten die vermummten Gesellen ihre Opfer heraus, unterzogen sie einer gründlichen Leibesuntersuchung und hießen sie barsch, sich ihres Weges scheren. Auch ein Medailleur und Stempelschneider war den Galgenvögeln unter die Fänge geraten: Karl Hedlinger mit Namen, ein gebürtiger Schweizer, dessen Kunstfertigkeit alles bis dahin Geleistete übertraf. Er war noch jung an Jahren, eben fünfundzwanzig geworden, als er sich jetzt, im Sommer 1716, nach Paris zu dem berühmten Stempelschneider Saint-Urbain begeben wollte, um dem die letzten Feinheiten im Beruf abzugucken.

Den Gepflogenheiten jener Zeit entsprechend, führte der Kunstgewerbler als Ausweis für sein Können eine Anzahl goldener und silberner von ihm selbst modellierter Schaumünzen bei sich; sie kennzeichneten den Mann deutlicher als handgeschriebene „Recommandements“. In diesem Augenblick nun hätte sich freilich Hedlinger lieber eines papierenen als eines klingenden Zeugnisses versehen gehabt, und so sehr er sich bemühte, seinen Schatz den Wegelagerern zu verhehlen — es nützte alles nichts. Vergeblich bot der junge Mensch seine übrige Barschaft in guten Livres an. Man hohnlachte über so viel Einfalt und bedeutete ihm, daß er sich sowieso, ob guten oder bösen Willens, von seinem sträflich üppigen Mammon hätte trennen müssen. Da erhob Tells Landsmann zornrot die Faust, und er hätte in solch hitzköpfiger Blindheit wahrlich sein eigenes Leben zerschlagen, wäre ihm nicht der berüchtigte Cartouche selber, der Anführer der Bande, beigesprungen. Mit einem raschen Griff wand er seinem Kumpan den Dolch aus der Faust. Was den struppigen Alten zu so viel Besonnenheit getrieben hatte — wer mag das ergründen. Es war eine der rätselhaften Eingebungen, deren Ursprung dunkel ist. Vielleicht fand Cartouche Gefallen an dem offenen gesundfarbigen Gesicht des Fremden, der sich im Gegensatz zu den hasenherzigen Schicksalsgenossen so männlich benahm, kurzum: der Häuptling begehrte wider die Gewohnheit, Hedlingers Paß zu sehen, den jener ihm denn auch gelassen reichte. Cartouche buchstabierte und hielt überrascht inne. Graveur? Er nickte, den Gefangenen nicht unfreundlich musternd, wiederholt anerkennend, schnalzte hinter dem Dickicht seines flammroten Bartes, als sei ihm da soeben ein ganz ungewöhnlicher Leckerbissen auf die Zunge geraten, und eröffnete dem Verdutzten, er habe beschlossen, ihn auf Privatdienstvertrag anzustellen. Daß er sich etwas weniger anachronistisch verständlich machte, tut ja nichts zur Sache. „Ist freue mich“, grinste der Waldschrat, „Sie kennen zu lernen. Wir sind nämlich, Sie werden lachen, Kollegen! Auch ich gehörte mal zur Zunft, da ich aber einen Berufswechsel vorgenommen habe — eine Tatsache, die des Beweises sichtbar nicht ermangelt —, so bin ich verzeihlicherweise etwas aus der Übung geraten. Sie werden dem abhelfen, mein Herr. Sie werden die Güte haben, auf unbestimmte Zeit unser lieber Gast zu sein.“ Der Kerl machte eine einladende Bewegung, er kapriolte aus purem Vergnügen sogar einen linkischen Kratzfuß, wobei sein schielender Blick von dem so fragwürdig Geehrten nicht einen Augenblick lang abließ.

„Wie!“ protestierte der, „nicht genug damit, daß man mich bis aufs Hemd auszieht, mir Geld und Geldeswert stiehlt, wollen Sie noch Hohn auf Unrecht setzen? Mich gelüstet nicht nach Ihrer Gastfreundschaft. Von der Reisegesellschaft bin ich als einziger noch übrig. Selbst den Postillon haben Sie laufen lassen. Was soll's da noch? Zu Scherzen fehlt mir hier der Sinn.“

„Mein teuerwerter Herr“, begütigte spöttisch der Alte, „wichtiger ist jedenfalls für mich, daß meine Einladung, die Sie doch recht mißverständlich vernehmen, nicht bar des Sinnes ist . . . Kein Widerwort!“ knurrte er und winkte einen Banditen heran, der Hedlinger katzengeschmeidig ein Tuch um die Augen schlang. Die beiden nahmen den armen Kerl in die Mitte, drehten ihn ein paarmal im Kreise herum und schoben selbdritt ab.

Nach geraumer Weile wurde angehalten, dem Opfer die Binde gelöst und Hedlinger sanft auf eine umgestülpte Weintonne gedrückt. Im Flackerglanz eines Kienspanes fand sich der Schweizer in einem geräumigen Gewölbe wieder, das anscheinend eine verlassene Schmiede war, wie die offene Esse unter der rauchgeschwärzten Kohlenstelle vermuten ließ.

„Richtig kalkuliert“, lobte Cartouche. Er war den wandernden Blicken seines Gastes gefolgt. „Und Sie werden gleich inne werden, daß dieser Raum für Sie und Ihr, pardon: für unser Handwerk wie geschaffen ist. Doch bevor wir uns darüber des näheren unterhalten, will ich Ihnen den Willkommenstrunk nicht vorenthalten. François“, trieb er rauh den Domestikenräuber an, „zapf' am Sitz des Herrn. Hurtig. Bitte sich nicht zu inkommodieren, lieber Kollege“, nötigte er den irritiert Aufspritzenden nieder. Es ist kein Sprengstoff, sondern nur alter Burgunder, auf dessen Holzgehäuse Sie sich da niedergelassen haben. Nach voran, Bursche, her mit den vollen Bechern, so, mein Herr Hedlinger — schwieriger Name, parbleu! —, nun lassen Sie die Kehle zwitschern.“

Hedlinger tat, was in solchem Falle das beste ist: Er machte gute Miene zum bösen Spiel.

„Gut, wie?" erkundigte sich das haarichte Gesicht.

„Ausgezeichnet", erkannte süß-sauer der Stempelschneider an, „doch genösse ich ihn, offen heraus, lieber zu Nancy in der güldenen Armbrust."

„Warum nicht gar? Aber zum Wein gehört nun mal ein guter Kanaster", verharrte in unerschütterlichem Gleichmut der Räuberprimas. „Lassen Sie es sich nicht verdrießen, daß ich nicht eher daran dachte!" Cartouche holte gemächlich zwei Tonpfeifen, stopfte sie mit englischem Grobschnitt und reichte deren eine artig dem Unmutigen. „Voilà. Und nun zur Sache." Cartouches Miene veränderte sich. Sie wurde forschend und faßte gleichsam an. „Ich sah da vorhin ein halbes Dutzend Schaumünzen, die meine Leute Ihnen abnahmen. Und ich geh wohl recht in der Annahme, daß Sie der Verfertiger sind?"

„Der bin ich", gab Hedlinger arglos zu, „sie sollen mir zu meinem weiteren Fortkommen bei einem ordentlichen Meister dienen."

„Der nun", lächelte Cartouche gutmütig, „könnte ich zum Exempel nicht sein. Wohlan, aber umgekehrt würden wir schon eher in die Reihe kommen. Nicht jeden Tag läuft einem solch ein Vöglein, wie Sie eins sind, in's Garn. Und überzähle ich's, was uns an güldenem Klimperling heut in die Finger rann — je nun, man muß auch an die Zukunft denken. Jünger wird man nicht, und in viele Teile geht die Beute. Sie prägen sehr apart, das will ich meinen. Und Louisdors, taxiere ich, gehen Ihnen genau so flott vom Prägstock wie die Schaumünze da." Cartouche drehte den Speziestaler spielerisch hin und her. „Dort hinten in jenem Winkel ist alles, was Sie brauchen, Barren finden Sie auch, nicht ganz sauber die Legierung, aber das stört uns wenig. Wie? Was meinen Sie dazu?

„Nicht schlecht, was Sie sich da ausgedacht haben", besann sich zögernd der Schweizer.

„Sagt' ich es nicht?" lobte der Rotbart. „Sie haben einen anschlägigen Kopf." Und geriet in Eifer: „Meiner Begabung für rauhe Keckheit taugt solch Münzenalchimie nicht recht. Schauen Sie, hier der Stempel für goldene Füchse — Staat ist nicht damit zu machen. Ließe man es auf den Versuch ankommen, man gäbe dem Henker gar leicht zu verdienen." Der Spitzbube juckte sich den Hals und lachte: „Der Ihrige ist glatter." Lauernd: „Nun, machen Sie's?"

Da sah Hedlinger dem Gauner fest ins Auge: „Ich mach' es nicht."

Das Gewölbe dröhnte plötzlich im Gebrüll des Enttäuschten. „Hoho, so springen Sie mit mir um, mein feiner Herr Kollege? Können auch andere Saiten aufziehen, ganz nach Belieben."

Hedlinger erschrak. „Aber nein, mein Herr", lenkte er rasch ein. „Sie mißverstehen mich. Was liegt an einem oder einem halben Dutzend guter Stempel!"

„Na also", glotzte Cartouche, „mehr wollte ich doch nicht. Sie sollen's gut haben", lockte er, „man wird Sie ästimieren."

„Aber Sie vergessen das Wichtigste dabei: Vorsicht", gab der Gast zu bedenken.

„Vorsicht? Bei einem, der sein Fach so brillant versteht?"

„Eben darum. Begreifen Sie doch, Herr Kollege. Sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie Außergewöhnliches von mir erwarten. Aber ohne Sie kränken zu wollen: So viel schlechter Sie arbeiten als der Stempelschneider der Königlichen Münze, so viel besser würde ich arbeiten, denn die Mittelmäßigkeit der französischen Prägstöcke nachzuahmen, ist mir ganz unmöglich. Man würde also wieder und zwar totsicher sogleich die Unechtheit erkennen. Das ist sonnenklar, nicht wahr?"

„Den hellen Kopf", kratzte sich der ehemalige Graveur nachdenklich hinterm Ohr, „den möcht ich, meiner Treu, auch haben. Ich glaube wirklich, Sie haben recht. Sie sind der Künstler, ich der Stümper, der Pariser Kollege dafür die wandelnde Mediocrität. Da ist nichts zu wollen. Na, nichts für ungut." Cartouche pfiff unwirsch auf zwei Fingern. Hedlingern wurden wieder die Augen verbunden. „Die Münzen, Kollege, die lassen Sie mir", kitzelte Cartouches Stachelbart an seinem Ohr, „die brauche ich zu Studienzwecken. Basta!" schnitt er kurzerhand die Bitten des Medailleurs ab. „Hier haben Sie genügend Geld zur Wegzehr. Hat mich gefreut, hat mich betrübt. Schöner Plan ins Wasser gefallen." Der Alte wurde fast tiefsinnig, aber seine Stimme klang wieder freundlich wie am Anfang der kuriosen Begegnung: „Man wird Sie eine kleine halbe Meile durch den Wald führen, Sie erreichen dann ein gutes Wirtshaus, wo Sie in aller Muße auf die Ankunft des nächsten Postwagens warten können. Und nun, hoffentlich nicht allzu bald: au revoir."

Aus dem Wiedersehen wurde nichts. Cartouche endete sehr viel später unterm Beil. Hedlinger gelangte ohne weiteres Hindernis nach Paris, wo er achtzehn Monate wirkte und eine stattliche Reihe wirklich vorzüglicher numismatischer Kunstwerke schuf. Er ging dann nach Stockholm als königlicher Medailleur. Zahlreiche Schaumünzen seiner Hand sind in den europäischen Münzkabinetten zu finden.



Bunte Chronik



Eine exzentrische Familie.

Die vornehme alte englische Adelsfamilie Heron-Maxwell zeichnet sich durch besonders exzentrische Liebhabereien aus. Seit einiger Zeit ist der 18-jährige Sohn der Familie als Kochlehrling in einem der ersten Londoner Hotels beschäftigt. Seine Schwester Mely ist eine leidenschaftliche Fallschirm-Springerin. Um für Fallschirmsprünge Propaganda zu machen, tritt sie allabendlich in einem Zirkus auf, wo sie mit einem Fallschirm aus der Zirkuskuppel abspringt. Diese täglich vorgeführte Sensation ist mit unmittelbarer Lebensgefahr verbunden, weil bei dem Absprung aus relativ geringer Höhe kaum Zeit bleibt, daß sich der Fallschirm öffnet. Besonders erstaunlich ist aber die Kaltblütigkeit des alten Vaters der jungen Fallschirmspringerin, der sich täglich dies Spiel seiner Tochter mit dem Tode ansieht.

*

Giftgase — unwirksam?

Aus Krakau kommt die sensationelle Nachricht, daß es dem dort lebenden Professor A. Palischewski gelungen sei, einen Apparat zu konstruieren, der jedes Giftgas unwirksam macht. 20 Kubikmeter Raumes werden durch den Wunderapparat in einer Sekunde entgiftet. Wie verlautet, soll Professor Palischewski sein Patent dem polnischen Kriegsministerium verkauft haben.

*

Schafe scheren sich selbst.

In Moskau ist jetzt ein merkwürdiges Verfahren erfunden worden, das das mühselige Scheren der Schafe in Zukunft überflüssig machen wird. Professor Ilyin vom All-Russischen Wollinstitut ist es gelungen, ein Präparat herzustellen, das den Schafen zur Schurzeit entweder durch eine Injektion oder zusammen mit der Nahrung zugeführt wird. Ohne daß sich bei den Tieren die geringste physische Störung zeigt, wird die Wolle innerhalb von zehn Tagen so locker, daß sie in wenigen Minuten vom Körper des Schafes abgenommen werden kann. Es soll sogar möglich sein, bei Zuführung des neuen Präparats in bestimmter Dosierung zu erreichen, daß sich zuerst die gute Wolle löst und zweitklassige sich einige Tage später abnehmen läßt. In nächster Zeit sollen auf südrussischen Kollektivfarmen umfassende Versuche mit dem neuen Mittel durchgeführt werden. Professor Ilyin teilt mit, daß sich das Präparat natürlich genau so gut bei Kamelen anwenden läßt, um deren kostbare Wolle auf schnelle und einfache Weise zu gewinnen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.